

## Eine „kleine, struppige Personage“

Ein Porträt des Dichters Gottfried Keller zum 200. Geburtstag 2019

Warum sollte man heute noch Gottfried Keller lesen? Vertritt er nicht, neben Zeitgenossen wie etwa dem deutschen Bestsellerautor Theodor Fontane oder dem stillen Österreicher Adalbert Stifter, eine längst überholte, erbauliche Literatur für gebildete ältere Herrschaften und Freunde konventionellen Erzählens? Wenn ja, dann hätte das Werk des Autors, der vor 200 Jahren geboren wurde und fast auf denselben Tag vor 130 Jahren starb, kaum mehr als musealen Wert – oder natürlich didaktischen. Gern taucht im Schulunterricht eine seiner Novellen auf, um zu beweisen, was „poetischer Realismus“ sei: nämlich mehr oder weniger die Schilderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit plus ein wenig ästhetische Ausmalerei. Hören wir dagegen den zeitgenössischen Kritiker Josef Hofmiller:

„Bei Keller kommt immer der Moment, wo er ein Loch durch die Tapete stößt oder mit dem Ärmel ein Porzellan-service unter den Tisch wischt, um dann mit leuchtenden Augen homerisch, halkyonisch weiterzufahren. Da wird der kleine Mann mit dem mächtigen Haupt und den dünnen Beinen auf einmal intrasigent, kompromisslos, vulkanisch. Im Dichten: sublim, hart an Kleist, hart an Shakespeare. Wer dies Eruptive bei ihm nicht sieht, hat keine Ahnung, was Gottfried Keller wirklich ist.“

Wer war, wer ist Gottfried Keller wirklich? Hofmiller gibt die Antwort: eine „durch Selbstzucht mühsam gebändigte Naturgewalt.“ Was aber bedeutet bei ihm Naturgewalt, was Selbstzucht? Kellers Leben ist gut dokumentiert: durch seine Briefe und kleine autobiographische Schriften, vor allem aber durch den hart am eigenen Leben geschriebenen, dabei laut eigener Aussage „formlosen und ungeheuerlichen“ Roman „Der grüne Heinrich“; zudem haben bald nach seinem Tod zwei mit ihm bekannte Autoren ihre Keller-Biographien veröffentlicht. Durch sie wissen wir von den rauschenden Festen, die Keller zum 50., 60. und seinem letzten, dem 70. Geburtstag bereitet wurden, und schließlich auch von seinem Staatsbegräbnis:

„Ein Leichenbegängnis wie das Gottfried Kellers (...) hatte Zürich noch keines gesehen. Die Stadt selbst hatte die Bestattungsfeier angeordnet. Das ganze Schweizerland schritt hinter dem (...) Sarge: Vertreter des Bundesrats, die Züricher Regierung in ihrer Gesamtheit (...), Vertreter der akademischen Jugend (...), mitten in einem Wald umflorter Banner. Kellers Heimatlied brauste durch die Hallen“ (Paul Rilla).

Stellt man dieser pompösen Szenerie das Bild des Künstlers als junger Mann entgegen, so ist kaum ein größerer Kontrast denkbar. Da ist der Fünfjährige, der seinen Vater verloren hat und tagelang träumend am Fenster sitzt. Der Sechsjährige, der am ersten Tag in der Armenschule wegen einer unschuldigen Phantasie-Antwort minutenlang vom Lehrer an den Haaren gerissen wird. Der Fünfzehnjährige, dessen Schullaufbahn mit einem Rauswurf endet und der fortan lesend, schreibend und malend in seiner Traum-

welt eine, in seinen Worten, „unersättliche Sehnsucht“ entwickelt: Er will ein freier Künstler werden. Die Kraft dieser Sehnsucht bleibt Jahr um Jahr gegen alle inneren und äußeren Widerstände bestehen:

„Den 19. Juli 1837. Heute ist mein achtzehnter Geburtstag; von heute an über zwei Jahre gelob' ich mir, einigen Ruhm zu gewinnen; wo nicht, so werf' ich die Kunst zum Teufel und lerne das Schusterhandwerk.

Den 19. Juli 1838. Heute ist mein 19. Geburtstag, und ich sehe ein, dass es dummes Zeug war, was ich vor einem Jahr geschrieben habe.

Gestern bin ich (...) in mein einundzwanzigstes Jahr eingezogen. Nun bin ich volle zwanzig Jahre alt, und kann noch nichts, und stehe immer auf dem alten Flecke, und sehe keinen Ausweg, fortzukommen.

Mein vierundzwanzigster Geburtstag (...) ist regnerisch und stürmisch an meinem Innern vorübergezogen. Meine Hoffnungen sind um nichts besser geworden.“

An diesem Punkt war Keller verschuldet und buchstäblich hungernd von einem zweieinhalbjährigen Aufenthalt in München zurückgekehrt, wo er vergeblich versucht hatte, als Maler zu reüssieren. Was erhoffte sich der Vagabund, der seiner verwitweten Mutter immer noch auf der Tasche lag? Keinesfalls wollte er ein Dichter werden, schon gar kein staatstragender. Nur vorübergehend wollte sich der scheiternde Maler im Überschwang einer politischen Radikalisierung dem Schreiben zuwenden. Angeregt durch Georg Herweghs pathetische Agitationslyrik, veröffentlichte er seinerseits politische Gedichte und trug sich mit ersten Gedanken zu jenem Künstlerroman, der nach grausamen Mühen und Verzögerungen eineinhalb Jahrzehnte später abgeschlossen wurde: „Der grüne Heinrich“. Dazu bedurfte es eines weiteren, sieben Jahre währenden Deutschlandaufenthalts, der ihm durch Stipendien ermöglicht wurde – zunächst in Heidelberg, wo er durch die Bekanntschaft mit Ludwig Feuerbach die entscheidende Grenze zum Atheismus überschritt:

„Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident (...), welcher nicht viel Ansehen genoss, ich musste ihn absetzen. (...) Die Unsterblichkeit geht mit in den Kauf. (...) Wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? (...) Nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher.“

Die folgende Zeit verbrachte er in Berlin, das er als „Bußort und Korrekationsanstalt“ bezeichnete – fünf so produktive wie quälende Jahre, in denen er unter Zeitnot und Gelddruck Band für Band an seinem nicht enden wollenden „Grünen Heinrich“ schrieb, während er längst andere Werke im Kopf hatte:

„Es ist eine skandalöse Geschichte mit diesem verfluchten Alp von Roman! Ich darf nichts anderes schreiben, bis er abgeliefert ist, und doch mag ich ihn zeitweise gar nicht ansehen (...). Ich mache Sachen fertig im Gedächtnis, da ich nicht daran schreiben darf (...).“

schrieb er im Mai 1854 an seinen Freund (...) Hermann Hettner, und genau ein Jahr später:

„Ich habe (...) vor sechs Wochen das letzte Kapitel meines Romanes (...) buchstäblich unter Tränen geschmiert und werde jenen Tag nie vergessen.“

Mit 35 Jahren, in der klassischen, aber auch arithmetischen Mitte seines Lebens, war Keller ein von der Kritik anerkannter, aber schlecht verkäuflicher und wenig gelesener Schriftsteller, der mit wahrlich beharrlicher „Selbstzucht“ an seiner unbürgerlichen Berufung festgehalten hatte. Um ihn zu finanzieren, verkaufte die Mutter das väterliche Mietshaus, und Züricher Regierungsleute sammelten Geld; als jedoch ein Nationalrat Keller eine Professur antrug, schlug er sie aus. In den als selbstgewählte Verbannung empfundenen deutschen Jahren hatte er die Einsamkeit einer, wie er schrieb, „stummen Schildkröte“ erlebt, aber auch ein Netz von Freunden erworben. Zahllos sind die Geschichten der Kneipenexzesse, Prügeleien und herzerreißenden Liebesenttäuschungen der „kleinen struppigen Personage“, wie sich der kleinwüchsige Keller selber nannte. Was an ihm Naturgewalt war, hat am prägnantesten Walter Benjamin zusammengefasst: sein diesseitiger Materialismus, sein kämpferischer republikanischer Liberalismus und sein „melancholisch-cholerisches Wesen“, dessen eine Seite sich in einem Brief an einen Freund äußert:

„Mehr oder weniger traurig sind (...) alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer sollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine rechte Freude gibt? Selbst wenn sie ein Reflex körperlichen Leidens ist, kann sie eher vielleicht eine Wohltat als ein Übel sein, eine Schutzwehr gegen triviale Ruchlosigkeit (...).“

Hinzu kommt Kellers abgründiger Humor, der Benjamin an ein „Grotten- und Höhlensystem“ erinnerte. Adolf Muschg, der sich an einer reichlich monotonen psychoanalytischen Deutung des Kellerschen Werks versuchte, betonte dessen Todesnähe. W.G. Sebald sprach von den bei Keller umgehenden „Gespenstern“ und hielt fest, dass

„Kellers Prosa, die doch bedingungslos allem Lebendigen zugetan ist, ihre staunenswerten Höhepunkte gerade dort erreicht, so sie an den Rändern der Ewigkeit entlangführt. Wer sich dahinbewegt auf ihrer schönen, Satz für Satz vor uns aufgerollten Bahn, der spürt immer wieder mit Erschauern, wie abgrundtief es zu beiden Seiten hinuntergeht.“

Im Zuge seiner Verharmlosung zum Klassiker des Realismus haben viele Exegeten die beunruhigend akuten, formal eigensinnigen und widerständigen Strukturen in Kellers Werk vernachlässigt. Eine so differenzierte wie wunderbar anschauliche Darstellung ist immer noch Paul Rillas Buch „Über Gottfried Keller“ von 1943, das 1978 neu aufgelegt wurde. Ein Standardwerk ist das von Ursula Amrein herausgegebene „Gottfried Keller Handbuch“, das allen späteren Forschern Orientierung geben kann. Das jüngst zum Keller-Jubiläum erschienene Buch des Literaturwissenschaftlers Ulrich Kittstein durchforstet auf 500 Seiten das Werk des titelgebenden „bürgerlichen Außenseiters“, kommt aber in der themengebundenen Abhandlung nicht über den Status einer braven sozialgeschichtlichen Fleißarbeit hinaus. Seine Schlussfolgerungen klingen wie eine zweite Grabrede:

„Es gibt manche Elemente in Kellers Weltanschauung, die aus heutiger Sicht realitätsfremd und ideologisch verzerrt wirken (...). Andere Sujets erscheinen nach wie vor verblüffend aktuell (...). Im Mittelpunkt seines Schaffens steht jedoch immer die Frage nach einem wahrhaft menschenwürdigen Leben (...). Kellers Auseinandersetzung mit diesem Generalthema [weist] eine sinnliche Fülle und eine gedankliche Vielschichtigkeit auf,

die in der deutschsprachigen Dichtung ihresgleichen suchen. Sie sichern ihm dauerhaft einen Platz im literarischen Kanon und machen das Studium seiner Werke auch noch im 21. Jahrhundert zu einem einzigartigen ästhetischen und intellektuellen Vergnügen.“

Nein, Keller ist lebendiger, als es dieser professorale Abgesang nahelegt. Er führte nicht nur ein „Traumbuch“; sein ganzes Werk enthält Bizarres, Surreales und Abseitiges, kurz Zumutungen, die die Rede vom „poetischen Realismus“ weit hinter sich lassen. Bei Abschluss des Grünen Heinrich und der Rückkehr nach Zürich existierten in Notizen, Entwürfen oder gar Manuskripten schon die späteren „Leute von Seldwyla“, die „Sieben Legenden“ und der Novellenkreis des „Sinngedichts“. Am frühesten war die Idee zu „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ entstanden. Sie ging nicht nur auf eine Zeitungsmeldung und auf das Shakespeare-Stück, sondern, wie so manches, auf einen Traum zurück. Eine heidnisch-mystische Strömung durchzieht diese revolutionär schöne Novelle, etwa in der Szene, in der die späteren Liebenden eine Puppe wie einen „Marterleib“ traktieren und schließlich eine „große blaue Fliege“ in den hohlen Kopf sperren:

„Die Kinder hielten den Kopf an die Ohren und setzten ihn dann feierlich auf einen Stein; da er noch mit der roten Mohnblume bedeckt war, so glich der Tönende jetzt einem weissagenden Haupte, und die Kinder lauschten in tiefer Stille seinen Kunden und Märchen, indes sie einander umschlungen hielten. Aber (...) das wenige Leben in dem dürftig geformten Bilde erregte die menschliche Grausamkeit in den Kindern (...). So machten sie ein Grab und legten den Kopf, ohne die gefangene Fliege um ihre Meinung zu befragen, hinein (...). Dann empfanden sie einiges Grauen, dass sie etwas Geformtes und Belebtes begraben hatten, und entfernten sich ein gutes Stück von der unheimlichen Stätte.“

Ja, Naturgewalt! Kellers Poesie enthüllt, wie hier die Verbindung zwischen Kindheit und Opfertum, unser archaisches Erbe. Sein Schreiben enthält ebenso Anklänge an die antike griechische Mythologie wie an die barocke Einheit von Todesgewissheit und Hedonismus. Exemplarisch sind die Passagen im „Grünen Heinrich“, die vom Raritätenkabinett der Trödlerin Margreth handeln, die wie eine vorzeitliche Matriarchin über ihr phantastisches Reich herrscht, oder die Geschichte vom Meretlein, an dessen wilder Sinnlichkeit und Naturteilhabe alle autoritären und geistlichen Zählungsversuche scheitern, auch wenn es sie mit dem Tod bezahlt. Darüber hinaus aber ist in Kellers Erzählwelt ein Vexierspiel, ein Hang zur Verkehrung und zum Rätselhaften zu finden, wie er etwa im Zyklus „Das Sinngedicht“ zu einem Reigen von Partnerwahlgeschichten führt, in dem die Ordnung der Geschlechter kräftig durcheinandergewirbelt wird. Manche von Kellers erzählerischen Eskapaden waren anderen Dichtern wie Theodor Storm unheimlich. Auf einen Protest von Paul Heyse antwortete der Kritisierte:

„Diese schöne Erfindung, die wahrscheinlich dem Büchlein Schaden zufügt, gehört zu den Schnurren, die mir fast unwiderstehlich aufstoßen und wie unbewegliche erratische Blöcke in meinem Felde liegen bleiben. (...) [Es ist mir] alsdann, sobald sie unerwartet da sind, nicht mehr möglich, sie zu tilgen (...). Im stillen nenne ich dergleichen die Reichsunmittelbarkeit der Poesie.“

Trotz wachsender Anerkennung als freier Schriftsteller wäre Keller nie zu seinen späten Ehren gekommen, wäre er nicht – für die Öffentlichkeit unerwartet – zum Staatsschreiber und damit zum höchsten Beamten der Stadt Zürich ernannt worden. Nach fünfzehn

langen Jahren gab er den Posten auf und machte sich an die zweite Fassung des „Grünen Heinrich“. „Martin Salander“, der zweite und letzte Roman, zeugt von Kellers Resignation über die Schweizer Verhältnisse; poetisch karger, ja naturalistischer geschrieben, beschreibt das Alterswerk Korruption, Naturzerstörung und Profitgier mit unheimlich satirischen, ja grotesken Mitteln. Zum 70. Geburtstag des Autors erschien eine zehnbändige Gesamtausgabe seiner Werke. Wenige Monate später schrieb Keller in seinem letzten Brief:

„Ich werde nicht mehr lange vermeiden können, von einem bestellten Fuhrwerk Gebrauch zu machen.“

*Deutschlandfunk 2019*